

sowie des Kalten Krieges – insbesondere auch der Teilung Deutschlands – nach. Er weist überzeugend nach, dass eine Bewertung des Briefwechsels wesentlich aus der politischen Perspektive der Anerkennung der deutsch-polnischen Grenze diesen problematisch verkürzt. G. stellt in Frage, dass es seitens der polnischen Bischöfe eine Erwartung an die deutschen Bischöfe bezüglich der Anerkennung der Grenze gegeben habe. Allerdings bleibt offen, woher dann die real anzutreffende Enttäuschung unter den polnischen Bischöfen gekommen ist. Es würde sich sicherlich lohnen, dieser Frage in weiteren Studien, gestützt auf polnische Quellen, nachzugehen. Ungeachtet dessen hat G. mit seinem Buch einen fundierten und erfrischenden Beitrag zur Geschichte der deutsch-polnischen Versöhnung geleistet, der dem Bild schärfere Konturen verleiht. Nicht zuletzt rückt er den Kalten Krieg und dessen spezifische politische Herausforderungen in den Blick.

Dies gilt auch für das von Georg J ä s c h k e vorgelegte Buch über die katholische Vertriebenenjugend 1946–1990. Das Themenfeld „Umgang mit Flucht und Vertreibung“ hat sich in der Zeit des Kalten Krieges als ausgesprochen toxisch erwiesen. Die Wirkungen der durch die Gewalterfahrungen sowie die Situation der Blockkonfrontation entstandenen Polarisierungen haben oftmals einer zunehmend stereotypen Wahrnehmung dieser Fragen Vorschub geleistet. Die Nachbeben dieser Prägungen lassen sich heute nicht zuletzt in den Auseinandersetzungen um die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung beobachten. Umso verdienstvoller ist, dass J. in seiner Abhandlung zahlreiche aufschlussreiche Differenzierungen vornimmt, die zum Verständnis der psycho-sozialen Dynamiken beim Umgang mit der Erfahrung von Krieg und Vertreibung beitragen. Er arbeitet deutlich die Unterschiede der katholischen Vertriebenenarbeit zu den Aktivitäten des Bundes der Vertriebenen heraus und verdeutlicht die erheblichen Konflikttransmutations- und Versöhnungspotentiale, die kirchlichen Akteuren eigen ist. Die politisch-kulturelle Transformation wird insbesondere dahingehend sichtbar, wie das „alte“ Denken in Kategorien des christlichen Abendlands in den Europagedanken umschlug. Da sich in Jugendverbänden der Generationenwechsel in schnellerer Folge entwickelt als in vielen anderen gesellschaftlichen Organisationen, tritt in der Studie gerade der inter- und transgenerationelle Aspekt der Verarbeitungsprozesse deutlich hervor. Nicht zuletzt die Erfahrung, dass die Auseinandersetzung mit Versöhnungsprozessen notwendigerweise mit Konflikten einhergeht, wird durch die vorliegende Veröffentlichung profund belegt. Auch wenn man über einzelne Einschätzungen, z. B. zur Politik des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, wird streiten können, leistet J.s Studie einen beachtlichen Beitrag dazu, die politisch-kulturellen Dimensionen von Versöhnungsarbeit besser in den Blick zu bekommen und dieses reiche Erbe zu heben.

Berlin

Jörg Lüer

Carola Lau: Erinnerungsverwaltung, Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur nach 1989. Institute für nationales Gedenken im östlichen Europa im Vergleich. (Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas, Bd. 6.) V&R unipress. Göttingen 2017. 825 S. ISBN 978-3-8471-0661-6. (€ 100,-)

Der Umgang mit Vergangenheit hat im östlichen Europa in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Was anfangs noch aussehen mochte wie eines der typischen Phänomene der Transformationszeit, ist in den letzten Jahren zu einem gesellschaftlichen Diskussionsfeld geworden, bei dem es längst nicht mehr nur um die Bewältigung eines autoritären Systems, sondern um die Verteidigung unterschiedlicher Partikularinteressen einzelner gesellschaftlicher Gruppierungen geht. Dabei zeigen die Diskurse in Polen und Ungarn, wie stark sich auf diesem Themenfeld zentrifugale Gegensätze ausgebildet haben.

Vor diesem Hintergrund präsentiert Carola Lau eine umfassende vergleichende Institutionengeschichte derjenigen Einrichtungen, die sich im östlichen Europa seit den 1990er Jahren zum Zweck des Umgangs mit der Vergangenheit gebildet haben. Sie behandelt die Situation in den Ländern Ungarn, Polen, Rumänien, Slowakei, der Ukraine und Tsche-

chien. Überall hier hatten sich Einrichtungen gebildet, die L. mit einem Sammelbegriff als „Institute für Nationales Gedenken“ bezeichnet, obwohl, wie sie im Einzelnen darlegt, die Motivationen zur Veränderung, die Arbeitsweise und die betrachteten Perioden durchaus unterschiedlich sind. Welche Vergangenheiten in welcher Form miteinbezogen wurden, war in allen Ländern Ergebnis kontrovers geführter Diskurse mit politischer Brisanz, etwa wenn es um die Frage ging, ob man die Verbrechen während des Zweiten Weltkriegs mit den Verbrechen aus der staatssozialistischen Zeit nach dem Krieg auf eine Stufe stellen sollte. In Einzelfällen griffen die Institute jedoch noch erheblich weiter aus. So sollten im ukrainischen Fall nach einer Ausweitung des entsprechenden Instituts nach 2010 nicht nur die Ereignisse des 20. Jh., sondern auch die „Ära der Kosaken“ und die „Freiheitskämpfer des 18. und 19. Jahrhunderts“ in die Arbeit einbezogen werden.

Eine erste Gründungswelle derartiger Institutionen in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre führte zur Entstehung des Historischen Amtes (Történeti Hivatal) in Ungarn, des Instituts für Nationales Gedenken (Instytut Pamięci Narodowej) in Polen und des Nationalen Rates für das Studium der Securitate-Archive (Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor Securității) in Rumänien. Ab dem Jahr 2002 folgte das slowakische Institut für Nationales Gedenken (Ústav Pamäti Národa), die Umgestaltung des ungarischen Historischen Amtes in das Historische Archiv der Staats Sicherheitsdienste (Állambiztonsági Szolgálatok Történeti Levéltára) sowie die Gründung des ukrainischen Instituts für nationales Gedenken (Ukraïns'kyj Instytut nacional'noi pamjati) und des tschechischen Instituts für das Studium totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů).

Wie die Autorin selbst darlegt, stand für alle diese Einrichtungen die deutsche Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (BStU) Pate – eine Erscheinung, die von Zeithistorikern wie etwa Timothy Garton Ash mit seiner Formel vom BStU als der „DIN-Norm der Vergangenheitsbewältigung“ für das östliche Europa bissig kommentiert worden war, aber nicht von der Hand zu weisen ist und vielmehr ein noch zu untersuchendes Phänomen darstellt. Ausdrücklich verzichtet L. aber sowohl auf die Einbeziehung des BStU als auch auf eine Darstellung der Wirkung dieser Institution als Vorbild; lediglich am Schluss der Untersuchung finden sich dazu einige Passagen. Überhaupt tritt die vergleichende Betrachtung im gesamten Band angesichts der detail- und kenntnisreichen Darstellung der Begleitumstände der Entstehung der Institutionen im jeweiligen Land etwas in den Hintergrund. Die Stärke des Bandes liegt daher vor allem in der transparenten Darstellung der komplizierten diskursiven Prozesse in einem Land.

Die Kernaufgaben all dieser Institute – Aufbewahrung und Zugänglichmachung der Archivalien, Überprüfung und Lustration von Institutionen und Funktionsträgern, Forschung und öffentlicher Bildung – rückte diese wiederum in die Aufmerksamkeit nicht nur der Zeithistoriker, sondern zunehmend auch der politischen Diskussion. Die Institute sahen sich mit neuen Aufgaben konfrontiert: Sie wandelten sich von Einrichtungen, die vorwiegend Informationsdienstleistungen anboten, zu Objekten und dann auch Akteuren im Kräftefeld der nun immer wichtiger werdenden Geschichtspolitik und erhielten dadurch, in den Worten der Autorin, eine eigentümliche „Zwitterfunktion“ (S. 614). Dies führte im tschechischen Fall zu der (nicht realisierten) Forderung nach der Einrichtung separater Institutionen für den Bereich Aktenverwahrung, Forschung und Bildung.

Vor diesem Hintergrund ist die Geschichte der Einrichtung, Zweckbestimmung und tatsächlichen Arbeit all dieser Institutionen ein Fallbeispiel dafür, wie sich staatliche Geschichtspolitik im Umgang mit zentralen Institutionen realisiert, welche gesellschaftlichen Kräftefelder hier wirksam sind und wie die Eigenart der schließlich entstandenen Institution ein Ausdruck des Spannungsverhältnisses zwischen staatlicher Geschichtspolitik und gesamtgesellschaftlicher Erinnerungskultur in den jeweiligen Ländern ist.

Aufschlussreich ist auch L.s Hinweis auf die große gesellschaftliche Resonanz, die jedes der besprochenen Institute in dem jeweiligen Land phasenweise erhalten hat, was am besten durch die oft sehr polemisch geführten Diskurse über ehemalige Geheimdienstmitarbeiter deutlich wird. Es kann sich hier bei aller Differenziertheit doch immer nur um eine

Momentaufnahme handeln, wie die Vf. betont, da die Diskussionen um die Institute des nationalen Gedächtnisses immer aktuelle tagespolitische Debatten widerspiegeln, die sich (auch zukünftig) in ständigem Wandel befinden. Dabei sind – auch darauf weist L. hin – die Diskussionen um die Institutionen der Geschichtspolitik immer nur ein Teil des übergeordneten Diskurses über den Umgang mit Geschichte generell.

Dabei besticht der Band durch eine außerordentlich breite Quellengrundlage, die nicht nur schriftliche Quellen wie etwa Zeitungsartikel in den jeweiligen Originalsprachen oder Verlautbarungen der besprochenen Institutionen, sondern auch Ergebnisse von Experteninterviews und schriftliche Stellungnahmen an die Autorin umfasst. Die Dichte der Darstellung macht dabei die einzelnen Länderkapitel zu separat lesbaren Abhandlungen für die jeweiligen nationalen Diskurse zu Institutionen der Geschichtspolitik. Die hier vorgestellte Institutionengeschichte wird mit Sicherheit für zukünftige Untersuchungen zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik im östlichen Europa reichlich Material bieten.

Bremerhaven – Olomouc

Rüdiger Ritter

Eigenbilder, Fremdbilder, Identitäten. Wahrnehmungen im östlichen Europa im Wandel. Hrsg. von Marketa Spiritova, Katarina Gehl und Klaus Roth. (Ethnografische Perspektiven auf das östliche Europa, Bd. 5.) transcript Verlag. Bielefeld 2020. 315 S., Ill. ISBN 978-3-8376-4962-8. (€ 34,99.)

In diesem neuen, dem fünften Band der Serie *Ethnografische Perspektiven auf das östliche Europa* wird die Macht von Bildern, von Stereotypen beschrieben. Identitäten in ihrem Wechselspiel von Selbst- und Fremdbildern werden empirisch erkundet. Der Mithrsg. Klaus Roth verweist auf eine Besonderheit Osteuropas, welche nicht erst in den Jahrzehnten eigenständiger staatssozialistischer Geschichte mit dem Zentrum in der Sowjetunion wurzelt, sondern auch in einer spezifischen europäischen Randlage in den Jahrhunderten davor (S. 7).

Im vorliegenden Band werden 14 Beiträge vier inhaltlichen Abschnitten zugeordnet: „Fremde Nationen und Regionen“, „Umgang mit kultureller Vielfalt“, „Fremdes im Eigenen“, „Identitätspolitik“. Die Beiträge sind vorwiegend empirisch-analytisch aufgebaut, und jeder von ihnen gibt ausführlich Auskunft über die eigenen theoretischen Anker und verwendeten Analysemethoden. Natürlich ist es nicht möglich, auf alle interessanten Anregungen, von denen es in diesem Buch viele gibt, einzugehen. Einige davon sollen aber erwähnt und beschrieben werden. Darüber hinaus gibt es auch blinde Flecken und Leerstellen in der Beobachtung der Kulturen und Gesellschaften im behandelten Raum. Diese fallen in Abhängigkeit von der Perspektive des Rezensenten mehr oder weniger deutlich auf. Ich bin jemand, der den modernisierenden Einfluss der staatssozialistischen Regime auf die osteuropäischen Gesellschaften wie auch die Spuren der ambivalenten bis traumatischen Erfahrungen der nachfolgenden Transformationsprozesse für relevant für die postsozialistische Gegenwart hält.

Die Beiträge beziehen sich nicht auf alle, aber doch einige Länder des östlichen Europa. Sieben beschäftigen sich mit Polen, zwei mit russischsprachigen Migranten, je einer mit Tschechien, Rumänien und Slowenien, ein Beitrag mit der Geschichte der griechisch-orthodoxen Bevölkerung Istanbuls und zwei sind mit dem Einfluss von osteuropäischer Geschichte und Kultur in Deutschland befasst. Die Einbeziehung Deutschlands in eine kulturanthropologische Betrachtung des östlichen Europa ist allerdings allein schon deshalb sehr berechtigt, weil sich auch die eigene, deutsche Identität aus dem Platz in der Mitte, zwischen dem Westen und Osten des Kontinents, ergibt.

In der Einleitung wird auf gegenwärtige Besonderheiten der Region verwiesen, das historische Erinnern, welches besonders in Südosteuropa von „allergrößter Bedeutung“ (S. 8) sei, sowie auf das in den 1990er Jahren verbreitete Gefühl der Unsicherheit und Gefährdung, dem man durch die Konstruktion deutlicher Fremdbilder von „Europa“ (damit ist der glückliche Westen des Kontinents gemeint) und dem „barbarischen Russland“ bzw. dem